„Nein, sicher nicht!“ Er drückte sie stürmisch an sein Herz und küßte sie, ohne daß sie es ihm wehrte. Und vom nahen Kirchthurme herab erklangen die Glocken in feierlichem Gelänte, mit ehernen Zungen der Welt die uralte, frohe Weihnachtsbotschaft verkündend:

„Ehre sei Gott in der Höhe
Und Friede auf Erden!“

Etwas Chinesisches.

Eine lustige Geschichte aus der Weihnachtszeit von Georg Paulsen.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Gutshofe hieb ein Knecht mit dem Beil den Fuß des mächtigen Tannenbaumes zurecht, der in ein paar Tagen im großen Staatszimmer des Hauses für die Zeit von Weihnachten bis Neujahr paradieren sollte. Ein Extra-Exemplar war es diesmal, die älteste Tochter des Hauses hatte sich mit dem eleganten, schneidigen Administrator von der benachbarten Herrschaft verlobt, und der Bräutigam sollte das Christfest zum ersten Male im Kreise seiner künftigen Familie begehen. Darum mußte alles besonders pompös sein!

Herr Braun, der Gutsherr, stand, die Zeitung in den Händen, am Fenster und sah dem Manne beim Weihnachtsbaum ein Weilchen zu. Dann rief er ärgerlich: „Der Kerl setzt den Baum schief auf den Ständer!“ Im Nu war das Fenster geöffnet: „Christian, hast Du keine Augen im Kopf? Das Ding steht ja schief!“ Klirr, flog das Fenster wieder zu, während Christian die Arbeit von Neuem begann.

„Alles geht überhaupt schief!“ brummte Herr Braun weiter. — „Was denn, Erhard?“ fragte besänftigend seine Frau. — „Na, denkst Du, die Weisheit, die im Reichstage heute von dem und dem zum Besten gegeben wird, macht einen Wagen voll Kornsäcke? Die superklugen Herren sollten mal bei mir antreten . . .“ und ein zorniges Gemurmel schloß den Satz. „Aergere Dich doch nicht, Erhard!“ — „Sagst Du schon! Da ist auch noch China! Herr Gott, wenn ich der Waldersee wär'!“

Da ward der Weihnachtsbaum hereingebracht. Ja, nun stimmte es. „Christian, laß Dir 'nen Schnaps geben!“ sagte Herr Braun milder. „Er macht sich!“ schloß er dann zufrieden.

„Aber Papa, wo nun das Geschenk für Richard bleibt? Nr. 1158. Wir haben doch depeschiert!“ warf da besorgt Fräulein Hedwig, die Braut, ein. — „Na, siehst Du, das war auch ein solches Meisterstück von Euch! Müßt Ihr denn Alles aus der Hauptstadt haben? Solch' einen Sessel hättet Ihr in unserer Kreisstadt auch haben können, da brauchter Ihr nicht an solchen Riesen-Bazar zu schreiben!“ — „Aber Richard hat doch das Stück in der Hauptstadt gesehen, und es gefiel ihm so. Ist allerneustes Muster!“ schmollte die junge Braut. „Aber Mann, so laß doch!“ begütigte Frau Braun, „die jungen Leute wollen doch nun mal Modernes!“

„Modernes, immer modernes; könnt Ihr ja was Chinesisches nehmen, ist das Allermodernste!“ — „Papa, Du bist heute unausstehlich!“ — „Mann, denke doch an Weihnachten!“ — „Thu ich ja! Wenn bloß Jemand zu 'ner Partie käme! Aber wer reitet da herüber?“

„Richard!“ rief das Töchterchen hellaut. Und hinaus war das schmucke Dämchen, dem Liebsten entgegen. „Gott sei Dank, doch ein Mensch für eine Partie Sechsundsechzig!“ schmunzelte Herr Braun und rückte einen Tisch zurecht. „N'Tag, Herr Schwiegersohn, restaurieren Sie sich, nachher machen wir ein Spielchen!“ — „Aber Papa!“ — „Ruhig, Mädchen, Du kannst bibitzen. Was giebt's Neues?“

„Den Li Hung Tschang sollen sie aufgeknüpft haben!“ — „Glaub' ich nicht, solche Banditen bringt kein Strick und kein Blei um!“ — „Wird auch wohl nicht stimmen, denn in der Zeitung steht ein Fragezeichen dahinter. Präsident Krüger soll zu Weihnachten was Schönes bekommen!“ — „Was denn?“ — „Ja, darüber wird noch berathen. Es könnte wieder schief gedeutet werden!“ — „Na, wenn ich könnte, wie ich wollte, ich schickte ihm ein paar Flaschen von meinem allerbesten Korn und seinen braven Jungen unten in Afrika erst recht! Und wenn's Einem nicht paßt . . . . Herr Schwiegersohn los!“

Aber mit dem Spiel war es noch nichts. Eben kam der Frachtfuhrmann aus der Stadt vorüber. „Da ist 'nen großes Ding aus H. mit Nachnahme!“ — „Richard, das darfst Du nicht sehen!“ rief die Braut eilig. „Aber . . . —“ „Nein, nein!“ — „Ich gehe schon mit hinaus“, sagte Herr Braun neugierig. „Max, bitte, bleibe Du so lange bei Richard.“ Damit war auch Fräulein Hedwig hinaus.

Draußen auf dem Hausflur stand ein großes, in Packleinwand eingenähtes Collo. „Donnerwetter, das ist aber ein Format!“ sagte Herr Braun bedächtig, „schon mehr Großvaterstuhl für Deinen Richard!“ — „Aber Papa!“ sagte Hedwig erröthend. — „Was wahr ist, muß wahr bleiben!“ war die kaltblütige Antwort. Und dabei flog die aufgetrennte Leinewand bei Seite. Nun noch die Pappe und — Fräulein Hedwig stieß einen gellenden Schrei aus, während Herr Braun nach einem Augenblick der Verblüffung in ein dröhnendes Lachen ausbrach: Da stand kein Sessel, sondern da saß auf einem Kasten ein buntgekleideter Chinese, beinahe lebensgroß, mit Metallbecken in den Händen, eine fürchterliche Grimasse schneidend.

Herr Braun hatte eine Kurbel entdeckt und drehte: Da begann der Chinese mit dem Kopfe zu nicken, die Becken zu schlagen, während aus seinem Innern zugleich eine lustige Tanzmelodie erscholl.

Hedwig brach in Thränen aus, aber ihr Vater lachte immer lauter: „Nun haben wir gleich ein Orchester für den Hochzeitstanz. Alte, komm her, Herr Schwiegersohn, sehen Sie sich mal den Kerl an!“

Die Gerufenen eilten herbei; Frau Schwiegermama schaut, als habe ihr Jemand eine kolossale Beleidigung zugefügt, der Herr Schwiegersohn wußte augenscheinlich sich keinen Vers aus dem Ganzen zu machen. „Nur immer näher, Herr Schwiegersohn“, lachte Braun diabolisch, „nehmen Sie Hedwig's Weihnachtsgeschenk nur in Augenschein!“

Die Braut schluchzte: „Abscheulich!“ indem sie ihren Herzensschatz umarmte, und auch Frau Braun murmelte ein: „Unverantwortlich!“ Aber durch Thüren und Fenster lugte schon das Hausgesinde und amüsirte sich königlich über den musicierenden Chinesen.

„Nun haben wir doch einen Chinesen ins Haus bekommen!“ schmunzelte Braun, „weiß Gott, der Kerl bringt Leben in die Bude, der bleibt hier, wenn ihn der Herr Schwiegersohn nicht haben will.“

„Aber wie kommt er denn überhaupt ins Haus?“ fragte der Letztere verlegen. Das Bräutchen machte sich los, eilte in die Stube und kam mit einem Heft heraus. „Da sieh selbst nach, Nr. 1158!“

„Ein Musikwerk in Form eines Chinesen!“ las der Bräutigam. — „Sind wir denn verhext?“ riefen Mutter und Tochter zugleich.

„Mädel, wenn Du Dich blos nicht verguckt hast!“ sagte Braun mit listigem Augenzwinkern. „Da schau mal, 1159 ein Lehnsessel . . . Ja, ja, das kommt von dem praktischen Sinn der Weibsleute!“

„Sie mir nicht böse, Richard!“ schluchzte die Bloßgestellte. — „Ja wo wird er denn!“ lachte der Vater, „so 'nen bischen Chinesisches ist ja das Allermodernste! Aber pascholl, Menschenkinder. Mädel, fünf Minuten kannst Du noch Dich verdeutschen dieren, dann beginnt die Parthie und der Chinese spielt uns jetzt den Burenmarsch, den hat er auf der Walze, wie ich sehe!“

Und durch's ganze Haus schallten die wuchtigen Klänge, Herr Braun aber pfiff dazu!

Knack-Mandeln.

Auflösung des 493. Preisräthsels: „Scheffel“.

(Zur Konkurrenz nicht zugelassene Lösungen besagen: Humor, Teufel, Kreutzer, Milläcker, Fliegende Blätter, Körner, Busch, Fritz Reuter, Hauff, Seidel, Journalisten.)

Richtige Lösungen gingen ein 16. Die Gesammtzahl der Einsendungen betrug 31. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau Ella Wunder, Paul Wilke, Kurt Marschner, Wilh. Otto, E. Heuber, Henr. Emmy, Werner Jentzsch, Weinak, Martha Huhn, Frau H. Tapkow, Fritz und Hans, Fr. Goltze, P. Reibestahl, M. Jentzsch.

von auswärts von: Karl Heuber, Berlin, Kittler, Merseburg.

Preis: „Krieg und Frieden“
von F. W. Hacklaender, reich illustr. u. eleg. geb.
entfiel auf **Martha Huhn**, hier.

494. Preisräthsel.

Von jedem der unter a angedeuteten Worte ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b einen Festgruß.

a		b
1. Hausgeräth	—	Baum.
2. Altgriechische Göttin	—	Nahrungsmittel.
3. Gebäck	—	Kriechthier.
4. Singvogel	—	weiblicher Vorname.
5. Bindemittel	—	Flüßchen im Harz.
6. Erzeuger	—	Küstenfluß im Norden.
7. Gefäß	—	Zeichen.
8. Blume	—	Abkömmling.
9. Natürliche Hülle	—	Gebiet in Amerika.
10. Fluß in Spanien	—	Buchstabenname.
11. Amtskleid	—	geweihter Ort.
12. Speise	—	Gewächsart.
13. Raubvogel	—	Leitung.

Zwei Preise:

1. **Illustrierte Geschichte des Mittelalters, eleg. geb. 2 Bde.**
2. **Das Geheimniß der alten Mamsell, von E. Marlitt.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ einzusenden. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet in Gegenwart von Zeugen das Loos. Abonnenten, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abonnementsquittung eingesandt haben, wollen bei wiederholten Einsendungen dies gefl. der Kontrole halber angeben.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 51 Halle a. S., den 23. December. 1900.

Weihnacht.

Nun sollen alle Hände ruh'n, —
Die Weihnachtsglocken läuten,
Die allem Schaffen, allem Thun
Ihr letztes Ziel bedeuten.

Die Liebe zog von Haus zu Haus,
Sie ging von Land zu Lande
Und schmückte alle Bäume aus
Mit glänzendem Gewande.

Sie brachte leis für Tisch und Schrein
Den Gabenschatz getragen
Und lieh den Augen hellern Schein,
Den Herzen heiß'res Schlagen.

Nun zündet sie die Kerzen an
Und darf der Nacht sich freuen,
Die sie allein uns schenken kann
In ewigem Erneuen.

Der einen Nacht, da auf die Welt
Sich Gottesfrieden senkte,
Der allen Groll gebunden hält
Und jeden Kampf verdrängte;

Der einen Nacht, die strahlend krönt
Den Reichen wie den Armen,
Die alles Menschenthum versöhnt
In heiligem Erbarmen.

Nun dürfen alle Hände ruh'n,
Dem Werke ward Gelingen,
Und still sind auch die Herzen nun,
Die Weihnachtsglocken klingen.

Und still in stille Herzen rinnt
Die Segensfluth von oben,
Bis sich zum rechten Gotteskind
Die Seele neu erhoben.

Anna Behnisch-Kappstein.

Rosen unter'm Schnee.

Weihnachtserzählung von M. Walter.

(Nachdruck verboten.)

Es war am Weihnachts-Abend. Am Fenster eines großen, düster aussehenden Hauses stand ein kleines Mädchen von etwa neun Jahren und schaute unverwandten Blickes auf das lebhafte Treiben hinab, das auf dem Marktplatz herrschte. Eine Menge Menschen liefen da geschäftig hin und her. Christbäume wurden fortgetragen und zwischen den Buden, in denen die verlockendsten Dinge ausgestellt waren, tummelte sich die fröhliche Schuljugend.

Mit einem Gemisch von Neugier und Sehnsucht sah die Kleine den Spielenden zu. Wie gern wäre sie auch da unten gewesen, anstatt so allein in der dämmerigen Stube zu sitzen. Ihre Mutter war längst todt; der Vater kümmerte sich wenig um sie, die alte Dienerin hatte keine Zeit sich mit ihr abzugeben und Freundinnen besaß sie nicht, weil sie keine Schule besuchte und weil ihr Vater, der sie selbst unterrichtete, ihr nicht erlaubte, mit anderen Kindern zu verkehren. Zudem war sie fremd in der Stadt, denn bis vor wenigen Monaten hatte sie in Amerika gelebt.

Trübselig vor sich hinstarrend, bemerkte sie nicht, wie hinter ihr die Thüre hastig geöffnet wurde und ein Knabe von sechzehn oder siebzehn Jahren eintrat.

„Guten Tag, Viola!“ rief er ihr zu, die Schneeflocken von sich abschüttelnd. Blitzschnell wandte sich die Kleine um und dann zeigte sich eine merkwürdige Veränderung auf ihrem Gesichtchen. Die dunkelen, sammetweichen Augen leuchteten, als seien sie plötzlich mit Sternenglanz erfüllt; ein sonniges Lächeln umspielte den rosigen Mund und mit einem hellen Jubelschrei begrüßte sie den jugendlichen Freund.

„Du bist's, Roland?“ rief sie, auf ihn zustürmend. „Wie lieb von Dir, daß Du zu mir kommst!“ —

„Ich traf Babette an der Hausthüre und da sie mir sagte,

Dein Vater sei ausgegangen, so wollte ich doch sehen, was Du kleines Mäuschen treibst." —

„Ach, ich langweile mich", klagte das Kind. „Babette hat keine Zeit mit mir auszugehen und Papa ist bei einem Bekannten, der morgen nach Amerika zurückreist. Er sagte mir, ich solle nicht auf ihn warten, er käme erst spät nach Hause." —

„Armes Ding!" murmelte Roland. „So ganz allein zu sein — heute, wo alles sich freut!" —

„Roland, nicht wahr, Du bleibst ein Weilchen bei mir und erzählst mir etwas!" bat Viola schmeichelnd.

„Ja, aber nicht lange", erwiderte der Knabe, sich setzend und das kleine Mädchen freundlich an sich ziehend. „Meine Eltern erwarten mich zur Weihnachtsbescheerung."

„Was ist das eigentlich — Weihnachten — Roland?"

Die großen, dunklen Kinderaugen waren fragend auf ihn gerichtet. „Das weißt Du nicht, Mäuschen? Ja so, — ich vergaß, Du hast ja bisher in den Wäldern Amerikas gelebt. Aber hat Dein Vater es Dir nicht gesagt?"

„Nein! Er spricht ja auch nur selten mit mir, weil er immer in seinen Büchern studiert. Deshalb möchte ich es von Dir hören."

Bereitwillig erfüllte Roland ihren Wunsch, dann aber schaute er nachdenklich vor sich hin, an den Spitzen seines hervorspringenden Bärtchens zupfend.

„Möchtest Du wohl mal einen Weihnachtsbaum sehen, Mäuschen?" fragte er plötzlich.

„O, wie gern!" rief die Kleine freudig aus, fügte jedoch seufzend hinzu: „Mir wird aber niemand einen zeigen."

„Doch! Ich werde es thun! Weißt Du, Viola, ich habe einen prächtigen Gedanken. Dein Vater kommt heute erst spät nach Hause, — wie wäre es, wenn Du jetzt mit mir gingest? In einer halben Stunde sind wir draußen auf dem Gut und mir zu lieb werden die Eltern gern eine Stunde früher bescheeren. Du kannst mit uns Weihnachten feiern und um acht Uhr — lange ehe der Onkel zurückkehrt — bringe ich Dich wieder hierher. Willst Du, Mäuschen?"

Jubelnd ging Viola auf den Vorschlag ein. Die alte Dienerin, die der Kleinen im Grunde sehr zugethan war, gelobte Schweigen und schon nach wenigen Minuten saß das überglückliche Kind neben Roland in dem pfeilschnell dahinjagenden Schlitten, sich vertraulich an den jungen Vetter schmiegend und mit strahlenden Augen zuhörend, wie er ihr vom Weihnachtsfest und dessen Bedeutung erzählte.

Roland war in fröhlichster Stimmung. Was er gethan — die Entführung seiner kleinen Cousine, war in Anbetracht der Verhältnisse eigentlich ein sehr kühner Handstreich, auf dessen Gelingen der junge Gymnasiast nicht wenig stolz war.

Viola's Vater lebte nämlich in langjähriger Fehde mit seinem Bruder, dem Rittmeister Herbert Starenberg. Als junger Mann hatte er sich schwer in politische Wirren verwickelt und außerdem bedeutende Schulden gemacht. Sein Bruder, der in der Armee diente, konnte ihn nicht aus seiner mißlichen Lage befreien, ohne seine eigene Existenz zu vernichten. So mußte Kurt nach Amerika flüchten. Er ließ eine Braut zurück, die sich infolge des Geschehenen auf Befehl ihres Vaters von ihm abwandte und nach zwei Jahren dem Rittmeister ihre Hand reichte. Das konnte Kurt, der es zufällig erfuhr, dem Bruder nie verzeihen und der Groll, den er gegen ihn hegte, weil er ihm in der Noth seine Hilfe versagt hatte, steigerte sich zu bitterem, unversöhnlichen Haß.

Jahre verstrichen — Kurt ließ nichts mehr von sich hören. Nach harten Kämpfen hatte er sich ein kleines Vermögen erworben und dann eine reiche Kreolin geheirathet, die jedoch schon nach kurzer Ehe starb, ihm ein Töchterchen hinterlassend. Von plötzlich erwachender Sehnsucht nach der Heimath getrieben, verließ er Amerika und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wies aber jeden Annäherungsversuch seines Bruders in schroffster Weise ab. Nur Roland, dem jugendlichen Sohn des Rittmeisters, gelang es, die Schranke zu durchbrechen, die der unversöhnliche Onkel um sich gezogen, — allerdings nur heimlich. Er hatte Viola einige Male mit ihrem Vater auf der Straße gesehen; die exotische Schönheit des Kindes, sowie der Hauch von Schwermuth, der auf dem zarten Gesichtchen ruhte, übte eine seltsame Anziehungskraft auf den Knaben aus und erweckte in ihm den Wunsch, mit seiner kleinen Cousine in Verkehr zu treten. Es gelang ihm auch schließlich, sich ihr in der Abwesenheit ihres Vaters zu nähern, und bald waren sie die besten Freunde. Viola war glücklich, wenn der freundliche Vetter ein Viertelstündchen mit ihr verplauderte, hatte sie doch niemand, dem sie ihre kindlichen Herzensangelegenheiten vertrauen konnte. Und der gute Roland hörte ihr stets so geduldig zu, er lachte und scherzte mit ihr und brachte ihr hübsche unterhaltende Bücher. Kurt Starenberg hatte natürlich keine Ahnung von dem Zusammensein der beiden, — er würde es wohl kaum geduldet haben.

Und nun hatte Roland die Kleine sogar keck entführt, — o, es war ein Hauptspaß! Was wohl seine Eltern und Schwestern dazu sagen würden?

Nach halbstündiger Fahrt war das Ziel erreicht und triumphierend führte der junge Gymnasiast seinen Schützling in's Familienzimmer, nachdem er der Mutter kurz den Sachverhalt erklärt hatte. Diese schüttelte zwar bedenklich den Kopf wegen der etwaigen Folgen seiner kühnen That, aber sie schloß das kleine Mädchen zärtlich in die Arme und sah ihr tief in die dunklen Augen, deren wunderbare Schönheit Roland stets so begeistert pries.

Viola's anfängliche Schüchternheit wich bald, als sie unter dem hellstrahlenden Christbaume stand und die frohen, glücklichen Gesichter um sich erblickte. Ja, das war freilich schöner, als allein in der großen, düsteren Stube zu sitzen.

Wie er es versprochen, brachte Roland seine kleine Cousine rechtzeitig nach Hause zurück und diese Fahrt in der stillen, sternhellen Christnacht blieb Viola zeitlebens im Gedächtniß, — fühlte sie sich doch zum ersten Male vollständig glücklich.

Unbemerkt schlüpfte sie in die väterliche Wohnung; aber durch einen mißlichen Zufall erfuhr Starenberg später doch die Entführungsgeschichte. Er stellte seinen Bruder wegen des Geschehenen schriftlich in der heftigsten Weise zur Rede, entließ die Dienerin und zog aus der Stadt fort, ohne eine Spur zu hinterlassen!

Zehn Jahre sind vergangen. In einer kleinen Villa der Residenz sitzt ein junges Mädchen am Lager eines Kranken. Es ist Viola Starenberg. Sie hält die abgezehrte Hand des Vaters in der ihrigen und lauscht mit mühsam verhaltenen Thränen den leisen, abgerissenen Worten, die über seine Lippen kommen:

„Viola, mein Kind", sagt er mit matter Stimme, „ich fühle, daß ich bald von Dir scheiden werde. Es thut mir weh, Dich allein lassen zu müssen, aber wenigstens bist Du frei und unabhängig. Absichtlich hielt ich Dich von der Welt fern, denn sie birgt nur Kränkungen und Enttäuschungen. Ich erschloß Dir den Schatz des Wissens', der Dir reichlich Ersatz bieten wird für den Verkehr mit der hohlen, gedankenlosen Welt da draußen, und ich lasse Dir ein gesichertes Vermögen, damit Du nie das Mitleid anderer anzurufen brauchst!

Bedarfst Du jemals eines Rathes, so gehe zu meinem Advokaten Dr. Karsten, dem Du völlig vertrauen kannst. Nie aber wende Dich an Jene, die mein Leben zu Grunde gerichtet haben! Bisher verschwieg ich Dir die eigentliche Ursache der Fehde zwischen mir und meinem Bruder, — heute aber sollst Du sie erfahren. Sieh, mein Bruder konnte mich einst aus einer verzweifelten Lage retten und er that es nicht. Ich mußte nach Amerika flüchten, arm und heimathlos in der Fremde umherirren und jahrelang ein elendes Dasein führen.

Ich hatte eine Braut, — auch sie verließ mich im Unglück, brach den Schwur der Treue und wandte sich meinem Bruder zu, weil er reich und angesehen war. Siehst Du, Viola, deshalb hasse ich beide, und Du sollst diesen Haß von mir erben."

Er hielt erschöpft inne, das junge Mädchen aber antwortete nichts, sondern sah still vor sich hin.

„Begreifst Du, daß ich ein Recht habe, jene zu hassen?" fragte der Kranke nach einer Pause in ungeduldigem Ton.

„Ja!" kam es kaum hörbar über Viola's Lippen.

„Als ich vor zehn Jahren, von Sehnsucht getrieben, in die Heimath zurückkehrte", fuhr Starenberg fort, „versuchten sie es, sich mir zu nähern; sie glaubten, mit ein paar schönen Worten sei die Vergangenheit abgethan, das Geschehene ausgelöscht. Diese Heuchler!" —

„Vielleicht meinten sie es doch ehrlich", warf Viola schüchtern ein, „vielleicht hat Onkel Herbert sein Unrecht gegen Dich bereut und wollte sich mit Dir versöhnen." —

„Versöhnen? Niemals!" fuhr Starenberg heftig auf. „Für das, was er mir angethan hat, giebt es weder Vergebung noch Versöhnung. Was sollte es auch nützen? Aufrichtige Freundschaft hätte doch nicht zwischen uns bestehen können, denn so wenig Du jetzt zur Winterszeit Rosen unterm Schnee findest, so wenig läßt sich Haß in Liebe wandeln. Darum achte wohl auf meine Worte, — halte Dich fern von jenen, damit sie nicht auch Dein Leben vergiften." —

Schweigend senkte Viola den Kopf und während der Kranke, von der Anstrengung des Sprechens ermattet, in einen unruhigen Halbschlummer versiel, überdachte das junge Mädchen die eben

gehörten Worte. Nach dem, was der Vater ihr mitgetheilt, war ihm schweres Unrecht von seinen Verwandten zugefügt worden, und sie mußte es als Pflicht betrachten, denen fern zu bleiben, die einst so erbarmungslos alle Lebenshoffnungen ihres geliebten Vaters vernichtet hatten.

Seit seine Tochter erwachsen, hatte Starenberg sich mehr an sie angeschlossen; es war ein inniges Verhältniß zwischen ihnen entstanden und in ihrer Abgeschlossenheit von der Außenwelt konzentrierte sich Viola's Sein und Denken fast ausschließlich um den häufig kränkelnden Vater, dem sie die hingebendste Pflege widmete.

Daß er lange vor der Zeit alt und hinfällig geworden, schrieb Viola nun den bitteren Kränkungen zu, die er von den Seinen erfahren, und dieser Gedanke flößte ihr etwas von dem Groll ein, den ihr Vater gegen seine Verwandten hegte. Nur auf ihren Vetter Roland vermochte sie diesen Groll nicht auszudehnen. Verdankte sie ihm nicht die einzige freundliche Erinnerung aus ihrer Kinderzeit?

Vor drei Jahren war sie ihm noch einmal begegnet, als sie sich mit ihrem Vater in der Schweiz aufhielt. Wie hatten sie sich beide über das unverhoffte Wiedersehen gefreut, das leider nur ein flüchtiges sein konnte, weil der unversöhnliche Onkel nichts von dem Neffen wissen wollte. Rolands Bild jedoch lebte in Viola fort und ihre Gedanken schweiften oft zu ihm. Nun aber durfte es nicht mehr geschehen, — um ihres Vaters willen mußte sie ihn zu vergessen suchen.

Die wenigen Wochen, die Kurt Starenberg noch zu leben hatte, benutzte er dazu, seiner Tochter den Haß einzuimpfen, den er selbst empfand, und so kam es, daß, als er starb, Viola den Verwandten nur kurz seinen Tod meldete und jede Theilnahmsbezeugung ablehnte. Sie zog sich völlig in die Einsamkeit zurück, nur der Trauer um den geschiedenen Vater lebend. Sie verstrich fast ein Jahr.

Eines Nachmittags spät im November saß Viola fröstelnd vor dem Kamin, in trübes Sinnen verloren. O, wie unendlich einsam sie sich fühlte! Auf der weiten Welt niemand, der ihr zugehörte, und das Leben eine endlose Wüste, in der ihr Herz langsam verschmachtete! Gab es denn keinen Ausweg, der bedrückenden Oede ihres Daseins zu entfliehen? Wohl drängte sich ihr der Gedanke an Roland auf, aber sie verscheuchte ihn gewaltsam, — Roland mußte ihr ja ein Fremder bleiben.

Da plötzlich wurde hastig die Thüre geöffnet und der, an den sie soeben gedacht, stand vor ihr. Mit jähem Erröthen sprang sie auf.

„Verzeihung, Viola", sagte der junge Mann, ihr die Hand entgegenstreckend, „daß ich unangemeldet bei Dir eindringe, aber ich hörte, Du seiest allein, und ich wollte Dich so gern überraschen. Vor drei Tagen bin ich von einer langen Reise um die Welt zurückgekehrt. Daheim erfuhr ich von dem schweren Verlust, der Dich betroffen, und die Sehnsucht sowohl wie der Wunsch, Dir meine Theilnahme auszusprechen, hat mich hierher getrieben. Nun, hast Du kein Wort des Willkommens für mich?" fügte er befremdet über ihre kühle Zurückhaltung hinzu.

„Ich kann Dich nicht willkommen heißen", erwiderte sie in gezwungenem Ton. „Zwischen uns liegt eine Kluft, die sich nicht überbrücken läßt."

„Viola!" rief er bestürzt. „Was sollen diese Worte? Ich verstehe Dich nicht!"

„Gut, ich will deutlicher sein! Früher war ich ein unwissendes Kind, aber vor seinem Tode hat mein Vater mir mitgetheilt, wie schwer sich Deine Eltern an ihm versündigt haben. Und das trennt uns für immer." —

„Du urtheilst nach den Worten Deines Vaters, Viola! Ich will deshalb nicht mit Dir rechten, aber glaube mir, es ist wohl von beiden Seiten gefehlt worden und ich weiß, mein Vater hat oft beklagt, daß keine Versöhnung zu Stande kam."

„Das war unmöglich!" fiel Viola heftig ein. „Man hatte meines Vaters Lebensglück zerstört, — dafür giebt es keine Versöhnung." —

„Ein hartes Wort, Viola, doppelt hart aus dem Munde eines Weibes! Nicht der Haß, sondern die Liebe sollte unsere Lebensführerin sein, die Liebe, wie sie das Christenthum lehrt, — die Liebe, die vergiebt! Warum willst Du so unversöhnlich sein? Muß das, was die Eltern entzweite, auch die Kinder trennen? Mich dünkt, das wäre eine ungerechte Forderung. Viola", fuhr er wärmer fort, „folge nicht den starren Satzungen des alten Testamentes, das da befiehlt: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Laß die Stimme Deines Herzens zu Dir reden, und sie wird Dir sagen, daß erlittenes Unrecht vergeben die erhabenste menschliche Tugend ist." —

Er hielt einen Augenblick inne, die Wirkung seiner Worte beobachtend. Bleich und zitternd, sich schwer auf einen Sessel stützend, stand Viola ihm gegenüber. Ein heftiger Seelenkampf spiegelte sich in ihren Zügen. Ihr Vater hatte ihr das Vermächtniß seines Hasses hinterlassen, — mußte sie nicht daran festhalten, so sehr auch ihr Herz darunter litt? Sie hatte sich in den langen Tagen der Einsamkeit in diesen Haß hineingelebt, aber nun Roland vor ihr stand, fühlte sie, wie der künstlich genährte Groll vor der siegreichen Macht seiner Worte jäh zusammenbrach. Was sollte sie thun?

„Ich will Dich jetzt nicht drängen", fuhr Roland nach einer Pause fort. „Ich werde warten, bis Du mich zu Dir rufst und aus freiem Willen das Wort der Versöhnung aussprichst. Lebe wohl, Viola, und laß mich hoffen: Auf Wiedersehn — denn — ich liebe Dich!" —

Wie im Traum hörte sie den weichen Klang seiner Stimme, fühlte sie den leisen Druck seiner Hand, als sie aber aufschaute, war er verschwunden.

Fortan hatte Viola keine ruhige Stunde mehr. Sie lag in heftigem Zwiespalt mit sich selbst, — mit dem, was sie für ihre Kindespflicht gegen den todten Vater hielt, und mit dem, was die mächtig erwachte Liebe forderte. Ja, sie liebte Roland, — seit dem Wiedersehen war es ihr zur Gewißheit geworden, — aber diese Liebe bereitete ihr die bittersten Qualen, weil sie im Widerspruch mit den Wünschen ihres Vaters stand.

So brach der Weihnachtstag heran. Ueberall herrschte frohes, geschäftiges Treiben, nur Viola schlich still und traurig umher. Die Freude der anderen bedrückte sie, und um den quälenden Gedanken zu entfliehen, verließ sie das Haus und trat in den verschneiten Park, der sich weithin hinter der Villa ausdehnte.

Es war ein ungewöhnlich milder Wintertag. Die fleckenlos weiße Schneedecke schmiegte sich weich und warm an die erstarrte Erde; sie lag in schwerer Fülle auf Baum und Strauch, und wo die Sonnenstrahlen auf sie fielen, da leuchtete sie wie Myriaden Demantsterne. Im Park war's so still, so feiertagsruhig; das wirkte besänftigend auf Viola's erregtes Gemüth. Langsam schritt sie dahin. Heute war Weihnachten, das Fest der Liebe, wie Roland ihr einst gesagt, das Fest, an dem sich Millionen freuten, an dem sich tausend und abertausend Herzen einander zuneigten, beglückend und beglückt! Nur sie mußte abseits stehen, allein, hungernd nach Liebe, nach Glück! Unwillkürlich schweiften ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück und wehmuthsvoll gedachte sie jener Fahrt mit Roland in der stillen, sternhellen Christnacht, wie sie sich in kindlichem Vertrauen an den jungen Vetter geschmiegt und seinen Worten gelauscht hatte.

„O Roland", seufzte sie leise, „warum hält uns das Schicksal getrennt? Ob mein Vater wirklich unversöhnlich geblieben wäre, hätte er um meine Liebe gewußt?" —

Still vor sich hinschauend, schritt sie weiter, als sie plötzlich wie angewurzelt stehen blieb. Zu ihren Füßen unter der weißen Decke schimmerte etwas Rosiges hervor. Sie schob den Schnee zur Seite, — ein Strauch blühende Moosrosen lächelte ihr entgegen — Rosen unterm Schnee! Hatte nicht ihr Vater gesagt: So wenig Du Rosen unterm Schnee findest, so wenig läßt sich Haß in Liebe wandeln? Hier aber war das Wunder geschehen! Zart und duftig, inmitten des winterlichen Schnees wiegte sich die blühende Rose auf schlankem Stengel — das Symbol der Liebe! Durfte sie nicht auch den starren Haß schwinden und die versöhnende Liebe in ihr Herz einziehen lassen?

Sie brach die Rose vom Strauch; in diesem Augenblicke jedoch fühlte sie sich plötzlich von kräftigen Armen umschlungen und eine wohlbekannte Stimme, die ihr das Blut heiß zum Herzen trieb, schlug an ihr Ohr.

„Habe ich Dich gefunden, Du trotziges Vögelein?" lachte Roland, — denn er war es — die sich leicht Sträubende festhaltend. „Vergebens harrte ich Deines Rufes — nun komme ich von selbst. Heute, zum Weihnachtsfest, soll jeder, der es feiert, glücklich sein! Zu meinem Glück aber bedarf ich Deiner, Viola!

Erinnerst Du Dich, wie ich Dich einst am gleichen Tage gefragt, ob Du mit mir gehen wolltest? Damals willigtest Du freudig ein. Heute frage ich Dich wieder: Willst Du mir folgen? Willst Du mein sein, Viola?" —

„Ja, ich will!" sagte sie leise, ihr erglühendes Gesicht an seiner Schulter verbergend.

„Gesegnet seist Du für dieses Wort, Geliebte!" jubelte Roland. „Doch nun sage mir auch, daß aller Groll gegen meine Eltern aus Deinem Herzen geschwunden ist."

„Ich habe ihn überwunden, Roland! Sieh diese Rose, die ich unterm Schnee fand, zeigte mir den rechten Weg und ich bin nun gewiß, mein Vater wird mir nicht zürnen, daß meine Liebe stärker ist als mein Haß."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19001223050/fragment/page=0002